Die ewige Jagd.

Roman von **Adolph Schaffmeyer.**

Erstes Kapitel.

Der zweite Akt „Tosca" näherte sich seinem Ende im Metropolitan Opera House. Sardous raffinierte Theatralik und des italienischen Maestro Puccini aufwühlende Musik legten sich wie ein Bann auf das mächtige Haus.

In seinem Blute lag der grausame Scarpio auf den Boden hingestreckt, das Kruzifix auf der Brust und ihm zu Häupten die brennenden Kerzen, die im leisen Lufthauch gespenstierhaft flackerten. Mit einem unbeschreiblichen Blick, in dem das letzte Aufwallen von Rachsucht und Haß mit den lähmenden Empfindungen von Angst und Grauen sich wunderbar mischten, wandte Floria Tosca, von Milka Ternina mit erschütternder Intensität dargestellt, sich von ihrem Opfer ab und schritt hochaufgerichtet dem Ausgang des Gemaches zu. Mit hartem Ton, der seltsam, wie ein Stück Wirklichkeit berührte, fiel die massive Eichenholztür ins Schloß. . . Die letzten Klänge des großen, unsichtbaren Orchesters, das die lange wortlose Szene begleitet hatte, verhallten.

Lautlos rauschte jetzt die Riesengardine aus goldfarbigem Brokat hernieder und verschlang wie eine mächtige Woge das Bühnenbild. Durch das große Haus schien ein Aufatmen der Erlösung zu gehen.

Im nächsten Augenblick schon flammte unter dem hohen Plafond der elektrische Stern mit seinen zahllosen Birnen auf, und in den Logenreihen und Rängen entzündete sich die gleiche goldene Lichtflut. Wohin das Auge bei der gedämpften Beleuchtung wanderte, allüberall schwergoldene Verzierungen der Logen, der Plafond — alles Gold. Das gleißende Metall, das in diesem imposanten Raum den Sinnen sich gewaltsam aufdrängt, wie eine Naturmacht — das erste und letzte Wort.

Das große Metropolitan Opera House hatte seinen Galaabend. Bis zur schwindelnd hohen Galerie nahezu lückenlos gefüllt, entfaltete es seinen ganzen verschwenderischen Prunk — trotz seiner kaleidoskopischen Buntfarbigkeit ein Massenefekt von berückender Pracht und fesselndem, ungesuchter Harmonie.

Mit dem Senken der Gardine begann aus dem Parkett, von den Rängen und Logen herab der Applaus durch das Haus zu schallen, wie fast immer hier ohne den brausenden Sturm eines bis in seine Tiefen aufgewühlten Enthusiasmus. Ein paar Rufe aus italienischen Kehlen im Stehparterre, im übrigen das gedämpfte Beifallklatschen weißer Glacés.

Wie eine wohlerzogene Gesellschaft ihre Anerkennung kundgibt, die eben nie ganz vergißt, daß sie wohlerzogen zu sein hat, und die alle wilden Ausbrüche als etwas unter ihrer Würde perhorresziert.

Die Sänger erschienen — Caruso, Scotti, zwischen ihnen Milka Ternina. Für eine zweite und dritte, sogar nach einigen Bemühungen der Claque für eine vierte und fünfte Verbeugung reichte die Brandung noch aus, dann aber war sie ebenso rasch wie vollständig abgeflaut.

Und nun nach dem Ohrenschmaus setzte die Augenorgie ein, denn nun begann jener andere Teil der Vorstellung, der so unendlich charakteristisch für das Metropolitan ist und für die große Menge der holden Weiblichkeit von fast noch berückenderem Zauber und Reiz als die Aufführung selbst: Das Zwischenaktschauspiel, das Treiben des großen Eitelkeitsmarktes, das Sehen und Gesehenwerden, das Besuchen und Plaudern, das Anstaunen der Toiletten, das Bewundern der glitzernden und funkelnden Geschmeide in den Logen — und die große Kritik ihrer Trägerinnen.

Besonders im „goldenen Hufeisen", der unteren Logenreihe. Denn hier sitzt New Yorks Aristokratie, die Reichsten der Reichen, die ganz vornehmen. Neben den wenigen Abkömmlingen der alten Familien aus der Kolonialzeit, die es verstanden haben, durch der Zeiten Wechsel Fortunas Gunst sich zu wahren, die Finanziers von internationalem Ruf, die Eisenbahnmagnaten und die Krösusse mit den fabelhaften Schätzen, jene neuen Reichen, die sich den Weg zum gesellschaftlichen Gipfel erst bahnen mußten, nachdem sie Golcondas Tore längst gewaltsam geöffnet hatten.

Denn die Oper ist der große Boden, auf dem ganz New York sich trifft. Freilich immer schön abgetrennt und sorgsam in Regalen verpackt, doch alles unter demselben Dach und die gleiche Luft einatmend. Alles was reich und vornehm, hervorragend und ehrgeizig ist, begegnet sich hier: der Multimillionär, der Parvenue, die Tagesberühmtheit, der Bohemien — und die große Menge, die auf der Sonnenseite des Lebens schreitet.

Hier sieht man die vielbeneidete Weltdame, von der man sonst immer nur in der Gesellschaftsrubrik der Zeitungen liest, und die Society Belle. Hier sind sie keine Druckerschwärze, hier sind sie Fleisch und Blut, in der neuesten Schminke, den letzten Kreationen von Worth und Poiret, mit kostbaren Juwelen bedeckt. Und sich wohl bewußt, daß sie zu den großen, eigentlichen Attraktionen der Oper zählen. Auch sie spielen ohne Gage mit.

Und ganz oben im Olymp da sitzt vielleicht das kleine Ladenmädchen oder, wie sie vorzieht, sich am Hudson zu nennen, die „Verkaufsdame", die ihren Schatz endlich überredet hat, sie in die Oper zu führen. Mit begehrenden, aber kritischen Augen schaut sie auf das farbenprächtige Bild herab, auf die wunderbaren Toiletten und die glitzernden Edelsteine, und mit kecker Zuversicht spricht sie es aus, wenn sie selbst solche Kleider hätte und solch Geschmeide, so würde sie genau ebenso elegant und vornehm sein. . . Und sie hat vielleicht gar nicht so unrecht, denn es sind ja doch immer nur die Aeußerlichkeiten, die die Menschen trennen.

*

Ganz vorn in jenen Sitzreihen, die sich rund um das Parkett ziehen, saßen in ihre Fauteuils zurückgelehnt zwei Herren als interessierte Zuschauer des Bildes, das sich vor ihrem Blicken entfaltete. Besonders der Jüngere, eine hochgewachsene, schlanke Erscheinung mit glattem, feingeschnittenem Gesicht, das von blondem, an der Stirn leicht gewelltem Haar gekrönt wurde, schien das alles mit ganz besonderem Interesse in sich zu trinken, wie jemand, dem dieser Anblick nicht allzu oft zuteil wird. Während an den schmalen Lippen ein wohliges Lächeln hing, wanderten die stahlgrauen Augen mit einer gewissen Ruhelosigkeit von einer Loge zur anderen. Zwischen den Händen, die in weißen Glacés staken, hielt er den Seidenhut; offenbar hatte er sich erheben wollen, schien aber durch eine geheimnisvolle Macht auf seinen Sitz gebannt zu sein.

Doch jetzt richtete sein Nachbar, der den Ecksitz inne hatte, sich auf. „Nun, mein lieber Shirley, was meinen Sie: wollen wir eine Zigarette rauchen gehen?"

Er war beträchtlich älter als der Angeredete, etwa Mitte der Vierzig, mit ausgesprochener Anlage zur Korpulenz, mit schimmernder Glatze und einem kräftigen, leicht mit Grau vermischten dunkeln Schnurrbart.

„Wenn es Ihnen recht ist, Clayton, so würde ich doch vorziehen, mir das Haus ein wenig anzusehen. Eine Zigarette kann ich immer rauchen, aber die Gelegenheit, dieses Publikum ein wenig zu studieren, kommt mir nicht jeden Tag. Und überdies. . ." es kam etwas zögernder — „ich suche jemand, eine Dame; sie sollte in einer der oberen Logen sein."

Claytons Brauen hoben sich nur um eine Nuance; ohne weiteres schob er seinen Zylinder wieder unter den Sitz und nahm an Shirleys Seite Platz.

„Recht haben Sie ja, und von diesen Sitzen hat man einen vortrefflichen Ueberblick."

„Wissen Sie", fuhr Shirley mit leichtem Lachen fort, „was Sie tun könnten? Mich den Vierhundert in den Logen ein wenig vorstellen, wenn auch nur per Distanz. Ich nehme an, daß Sie als regulärer Abonnent alle Welt hier kennen."

„Was eine bedauerlich falsche Annahme ist. Das müssen Sie sich gelegentlich mal von meiner Frau erzählen lassen, die darin genauer orientiert ist."

„Nun, kein Wunder", meinte Shirley, „sie gehört ja eigentlich dazu, sintemalen sie doch einer der ältesten und bedeutendsten Familien des Landes entstammt."

Clayton machte eine kleine komische Grimasse. „Hier, mein Lieber, fängt der Mensch beim Millionär an. Und was das Dazugehören anbetrifft, da will ich Ihnen eine amüsante kleine Episode erzählen. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Wir, Minnie und ich, waren vor ein paar Jahren während des Sommers im Norden, in Bar Harbor. . ."

„Entzückender Aufenthalt."

„Ja. — — Eines Tages mieteten wir mit einigen Freunden ein Motorboot für einen Ausflug, das einem Ehepaar gehörte. Er steuerte und Madame kochte die Hummern und Muscheln bei den Clambakes. Zwei in der Wolle gefärbte Yankees, spindeldürr, sonnenverbrannt, einfachste Landleute, wie wir uns einbildeten. Sie nannten sich Smith oder Jones, was weiß ich, unterwegs aber kam das Gespräch auf alteingesessene Familien jener Gegend. Und nun, was glauben Sie, was Mrs. Smith mit unnachahmlichem Selbstbewußtsein bemerkte, so ganz von obenhin? „Ich bin eine Hamilton."

Meine Frau schwieg vor Bestürzung — sie ist nämlich auch eine Hamilton."

„Drollig", warf Shirley ein.

„Da haben Sie die Abkömmlinge der alten Familien. Das ist heute ganz bedeutungslos, solange der goldene Rahmen zum Bilde fehlt. Das einzige Adelspatent, das wir kennen, ist der Besitz; das magische, kleine Wort, dem wir alle nachjagen — die Million. Ihr öffnen sich alle Türen, und vor ihr sinken alle Schranken. Das mag nicht eben eine noble Jagd sein, aber jetzt zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ist es die allgemeine Losung der Völker und des Einzelnen. Ich glaube, wir Amerikaner genießen den Vorzug, der Welt dieses neue Evangelium geschenkt zu haben."

Clayton hatte im leichten Plauderton gesprochen; man wäre in Verlegenheit gewesen, ob er nur witzelte, oder ob die Umgebung ihn zu seinem Exkurs veranlaßt hatte. Auf Shirley aber hatten die Worte einen starken Eindruck hervorgerufen, man sah es seinen festgeschlossenen Lippen, dem beinahe trotzigen Ausdruck seiner Mienen an.

„Ja, ich glaube, daß Sie recht haben", sagte er leise, eindringlich, „und — ebenfalls unter dem Siegel der Verschwiegenheit: auch ich stecke in der Jagd, mit beiden Händen, mit allen Sinnen. Ich wollte, ich verstände die Kunst, das Geheimnis des Erfolges — Sie lachen innerlich, und es klingt ja auch ungemein lächerlich, aber es ist trotzdem wahr. Ich bin ein gemeiner Geldjäger. Ich könnte Ihnen auch sagen, aus welchem Grunde; eines Tages werde ich sogar den Schleier lüften, einstweilen aber dürfen Sie alles für bare Münze nehmen — — "

Claytons scharfe, ruhige Augen lagen mit einem Anflug gutmütigen Spottes auf dem Antlitz des Redenden, der ruhig standhielt.

„Es steckt da also ein Geheimnis im Hintergrunde", sagte er. „In Ihrem Alter gibt es nur ein Geheimnis —"

Plötzlich sah er, wie Shirleys Gestalt sich um eine Nuance emporreckte, und wie auf seinen Mienen ein Ausdruck äußerster Spannung sich markant abzeichnete. Er folgte der Richtung von Shirleys Augen und entdeckte in einer der Mittellogen des zweiten Ranges eine junge Dame von auffälliger Eleganz und Schönheit, die sich eben anschickte, an der Brüstung Platz zu nehmen.

Shirleys Gesicht war in eitel Sonnenschein getaucht. „Da ist das Geheimnis", flüsterte er seinem Nachbar zu, „seit einiger Zeit habe ich mit Ihnen darüber sprechen wollen. Sie, die eben Platz nimmt." Clayton hatte sein Oberngla vor die Augen geschoben und betrachtete die Neuerscheinung mit ruhiger Aufmerksamkeit.

Ein kleines, bewunderndes Lächeln nickte dem andern dann gleichsam zu. „Geschmack habe ich Ihnen immer zugetraut — jetzt einmal Farbe bekennen, lieber Freund. Wissen Sie, wenn ich ganz offen sein soll: eine der Beautés, vor denen man wohltut, Reißaus zu nehmen — — Wer ist sie?"

Shirley hielt seine Blicke gesenkt, und wie Nachdenken lag es auf seiner Stirn.

Fortsetzung folgt.

Zipperlein und Gicht.

Der Geheimrat von Bergmann antwortete jedem Gichtpatienten: „Die Gicht ist eine Krankheit solcher Leute, die Rotwein, Austern und Käse gern haben und sich nicht entschließen können, von den dreien zu lassen." Freilich konnte er sich selbst auch nicht entschließen. Dr. Karl Ernst Bock mahnte, zur Vermeidung jeglicher Gicht ja recht mäßig zu sein, und dabei war er selbst so wohlbeleibt, daß er daheim und draußen stets zwei Stühle zum Sitzen brauchte. Justus v. Liebig meinte: „Die Gicht besteht in der Ablagerung harnsaurer Salze in die Gewebe, namentlich in die Gelenkknorpel." Aber fragte man, wieso und weshalb, so antwortete er, wie heute noch alle Aerzte. „Ja, lieber Freund, wenn wir das wüßten!" Am Ende ist auch hier wieder so ein niedliches „Bakterchen" im Spiele. Es scheint aber nicht. Fest steht jedenfalls so viel: Jeder, der an Gicht leidet, lebte zu gut, insbesondere aß er zu viel Fleisch, und ferner: Er hatte zu wenig Bewegung! In der Regel wird dann auch die Gicht nicht geheilt, der Körper hat eben eine Neigung für Harnsäurebildung im Ueberschuß, und diese Neigung ist für die Gicht wie geschaffen. Der Kliniker Karl Gerhardt mag schon recht haben: „Durch Arzneimittel wird ein Gichtkranker nicht geheilt, sondern nur durch eine andere Lebensweise." An sechs Tagen lebe man vegetarisch, trinke Wasser mit Fruchtsaft und mache sich viel Bewegung. Das Fleisch braucht man nicht völlig aufzugeben, nur bei Anfällen vermeide man es.

— Bewährt. Hausierer (zu einem Herrn, der sich eine Zahnbürste aussucht): „Nehmen Sie dieses Bürstel hier; das habe ich schon vier Wochen selbst in Gebrauch gehabt, und es hat noch nicht eine einzige Borste verloren!"

Menuett.

Von William T. Vela

Unwillig warf sich Hilde Lankisch auf einen Sessel und ballte die Fäustchen.

„Nie, nie, nie lerne ich dieses vertrackte Menuett!"

„Aber, Hilde!" erklang vorwurfsvoll der „Chor der Entrüstung", wie Hilde die Stimmen ihrer Verwandten zu nennen beliebte.

„Hildegard, du wirst niemals eine Dame werden!" seufzte die „Tante Baronin", bei der das Mädchen „aufwuchs", das heißt, seit einem Jahre in Pension war.

„Nun, dann nicht!" entgegnete Hilde trotzig. „Wenn ich nur ein tüchtiger Mensch werde, das ist mir genug."

„Ein tüchtiger Mensch? — Kind! Wo hast du nur diese — neumodischen Ausdrücke her?"

„Von dir nicht!" brummte Hilde. „Für dich gibt's doch höchstens „Damen und Herren", aber nicht einfache, gesunde, natürliche Menschen!" Immerhin trug sie Sorge, daß ihr Brummen unverständlich blieb.

„Darf ich nun nochmals bitten, meine Damen!" rief der Tanzmeister, dessen Geduld — wenigstens seinen vornehmen und reichen Zöglingen gegenüber — unerschöpflich schien. „Also, meine Damen! Recht graziös und zierlich, bitte! Ich möchte fast sagen, ein wenig kokett! Die Fußspitzen müssen Sie mit vorgeneigtem Kopf jedesmal bei diesem Pas betrachten — erst rechts, dann linkt — so, sehen Sie — das gibt dann zugleich eine graziöse Kopf- und Fußwendung — oh! Sehen Sie Komtesse Mary an! Das ist Perfektion! Entzückend! Machen Sie es doch nur alle so wie die Komtesse — bitte, bitte!" Und mit gefalteten Händen und verzücktem Ausdruck tänzelte der alte Herr vor Mary umher.

Mary war eine hochaufgeschossene, überschlanke Dame von vierundzwanzig Jahren, die schon vier oder fünf Provinzsaisons hinter sich hatte, jetzt aber in der Hauptstadt Triumphe feiern sollte.

Das schwierige Menuett hatte sie schon vor einigen Wintern gelernt. Jetzt nahm sie an der Tanzstunde ihrer Cousinen teil, um sich noch etwaige „Hofnuancen" anzueignen, denn „Herr Kölbl" war veritabler Tanzlehrer der höchsten Herrschaften.

Hilde Lankisch blickte halb scheu, halb spöttisch die Komtesse an, die mit so blasierter Grazie ihre langen, schmalen Füße hin und her schleifte.

„Ein alberner Tanz, dieses Menuett!" sagte sie. „Ein frischer, flotter Walzer, ja! den lob' ich mir! Da hat man doch was davon! Ach Gott, wenn doch bloß Hans das Menuett nicht mit mir tanzte!"

Aber das Geschick war taub gegen die Wünsche dieses achtzehnjährigen Herzens!

Der Ball, der einige Tage nach dieser letzten qualvollen Tanzstunde im Hause der Tante arrangiert ward, fand hauptsächlich Mary zu Ehren statt. Mary war ebenso wie Hilde Pensionärin bei der „Tante Baronin", die in der weitverzweigten Familie als höchst nützliche Vizemama abwechselnd in Anspruch genommen wurde.

Hans, der Held in Hildes Träumen, war ein echter Gesellschaftslöwe, was Aeußerlichkeiten, aber auch eine Seltenheit, was innere Eigenschaften betraf. Trotz Majoratsherr und Assessor war er allen Erfolgen auf den Parketts der Hauptstadt zum Trotz ein „lieber, lustiger Kerl" geblieben: so, wie ihn Hilde kennen gelernt hatte, als sie noch ein ganz kleines Mädel und er ein langer Sekundaner gewesen, damals auf dem väterlichen Gut, das an das Steinbachsche Majorat angrenzte. Seit jener Zeit „liebte" sie ihn schon.

Der Ballabend war da, und Hilde zitterte im wahrsten Sinne des Wortes vor richtigem Ballfieber.

Schon waren die Gäste im großen Salon versammelt. Durch einen Portierenspalt sah Hilde, wie Komtesse Mary von einer ganzen Schar junger eleganter Herren umlagert war. Mary sah aber auch wirklich vorzüglich aus. Ganz in fließende weiße Seide gehüllt, nur Girlanden von kirschroten Geranien um Rock und Schultern, bot sie das Bild einer glänzenden Balldame. Die sonst zu bleichen Wangen hatten heute einen feinen roten Schimmer. Gerade darüber krauste Hilde verächtlich die Lippen. Sie hatte doch selbst vor einer Viertelstunde vom Nebenzimmer aus gesehen, wie sich die Komtesse die Wangen mit ihrer — Zahnpaste einrieb. Daher jetzt der frische, ganz aus der Haut herausblühende Schimmer!

„Alter Schminktopp!" flüsterte Hilde zornig, während sie noch immer auf ihrem gedeckten Lauscherposten verharrte. Endlich mußte sie sich aber doch in den Saal wagen, denn man fragte bereits nach ihr, und eben rief auch im Nebenzimmer die Tante ihren Namen.

Da stand sie nun im Saal, ganz verwirrt und lächelnd, in ihrem duftigen Foulardkleidchen, mit dem Kranz von Maßliebchen im nußbraunen Haar. Und als erster trat Hans v. Steinbach vor sie hin, lächelte auf sie herab von seiner schlanken Höhe und wartete auf ihre Tanzkarte.

„Darf ich um das Menuett bitten, Fräulein Hilde?" fragte er leise.

Fräulein Hilde nannte er sie! Als ob sie sich gestern getrennt hätten! Und sie waren sich doch seit ihrer Einsegnung nicht wieder begegnet!

„Das Menuett? Ach, bitte — nein! — ich tanze es so schrecklich schlecht. Ich kann es überhaupt noch gar nicht richtig!" bat Hilde ängstlich.

„Macht nichts! ich werde Sie schon dirigieren! Und dann noch den zweiten Walzer! Ja?"

„Ja, ja! Walzer tanzen Sie so fein!"

Hans lachte: „Das wissen Sie noch, Fräulein Hilde? Wir haben, so viel ich weiß, ein einziges Mal miteinander getanzt. Das war auf Ihrem väterlichen Gut; ich glaube, an Ihrem fünfzehnten Geburtstag."

Mary, die eben vorüberging, rümpfte die Nase. „Wie vertraut er mit dieser Kleinen tut!" — Aber natürlich sprach er mit der ungehobelten Hilde eben in einem anderen Jargon als mit ihr oder anderen Damen. Und sie schoß auf den großen blonden Assessor einen Seitenblick, der deutlich genug sprach, wenn auch die hochmütigen Lippen stumm blieben. Ja, Hans v. Steinbach war halt eine durchaus gute Partie!

Das Menuett bildete den graziösen Schluß des ersten Teiles vor dem Abendessen. Hilde Lankisch war im Paradies. Ohne daß sie es wußte, war sie die Königin des Balles geworden, denn unter all den großartigen Städterinnen war auch nicht eine, die so jubilierend lachen, so urwüchsig und naiv antworten, so leicht und schwebend tanzen konnte wie sie.

Komtesse Mary bemerkte das alles sehr wohl, und wenn sie sich nicht mit aller Macht beherrscht hätte, würden ihre Tänzer bald eine merkliche Abkühlung ihrer guten Laune konstatiert haben. Sie wußte indessen, das Menuett würde ihr den Triumph bringen. Von einem Gardeleutnant, Vortänzer bei Hof, war sie zu dem Tanz engagiert worden, und eben trat sie bei den getragenen Klängen mit ihm an.

Ei, wie sie die schmale Fußspitze bog! Wie graziös sie das Kleid raffte, den Kopf neigte, den Arm hob!

„Sehen Sie!" rief Hilde ihrem Tänzer zu. „Sehen Sie, ich mache alles falsch! Mit der Komtesse hätten Sie tanzen sollen, die kann so etwas! Tennis findet sie ordinär, und ich schwärme dafür. Kochen kann sie keine Spur, und ich ordentlich, dagegen weiß sie von Ethik, Aesthetik und anderen Tiks eine ganze Menge. Wir sind die richtigen Gegensätze!"

„Ja!" sagte Hans v. Steinbach einsilbig. Nur ein leises Lächeln war bei Hildes drolligen Worten um seinen Mund gezuckt, aber er hatte es schnell unterdrückt. Er wollte nicht zu schnell sehen lassen, wie es ihn zu dem frischen holden Naturkind hinzog, das er in all den Jahren nicht vergessen hatte.

Vorsichtig war er sonst nicht von Natur, aber jetzt kam ihm doch ein leiser Zweifel, und die Worte klangen ihm in den Ohren, die Mary ihm vorhin mit überlegener Ironie gesagt hatte:

„Sollte man es für möglich halten, daß ein so junges Ding, wie diese kleine Lankisch, schon so raffiniert ist? Sie spielt direkt die Naive!"

„Wirklich, Komtesse?" hatte Hans entgegnet. „So, wie sie jetzt ist, war sie aber schon immer."

„Hahaha! Ja! Was aber früher Natur war, ist jetzt eben Berechnung. Oder für was halten Sie es sonst, wenn eine achtzehnjährige Ballnovize sagt, sie würde sich im Handumdrehen den begehrtesten Kavalier im Saale zu ihrem Sklaven und Freiersmann machen?"

„Redensarten! Das halte ich ganz einfach für kindliches Renommieren!"

„Wie man's nimmt. Vielleicht gelingt der kleinen Schlauen ihr Plan?"

„Ja, so hatte Komtesse Mary gesagt! Und obwohl Hans gefühlt hatte, welch giftiger Haß in den lachend gesprochenen Worten lag, war doch ein leiser Stachel zurückgeblieben. Nun wollte er prüfen, ob Hilde ebenso scharfe Worte und eine ebenso gehässige Gesinnung hatte wie ihre Cousine Mary.

„Komtesse Mary tanzt das Menuett aber wirklich wunderbar!" sagte er leichthin. „Und sie sieht auch schön aus!"

„Nicht wahr? Ich sagte Ihnen doch gleich, Sie hätten diesen Tanz mit ihr tanzen sollen. Sie beide hätten ein glänzendes Paar abgegeben."

„Sie haben wohl die Komtesse sehr gerne, Hilde?"

„Ach nein! Das müßte ich lügen, aber ich erkenne an, daß sie viel mehr Tugenden und Vorzüge hat als ich. In erster Linie ist sie eine wirkliche Dame, und ich — ich werde wohl zeitlebens eine wilde Hummel bleiben."

Das kam so neidlos und mit einem so herzhaften Seufzer heraus, daß Hans mit einem Schlage wußte: das war keine Verstellung!

In diesem Moment kam der Schluß des Tanzes, wobei die Paare in graziösem Tanzschritt ihre Plätze wechselten und die Damen unter den aufgehobenen Armen des ersten Paares durchschritten. Dabei geschah es, daß Marys Arm Hildes Kopf so hart streifte, daß ihr der Maßliebchenkranz mit zwei Haarnadeln herausgerissen wurde.

Für eine junge Dame gibt es in Gesellschaft doch nichts Aergerlicheres, als wenn ihr die Frisur zerstört wird. Zudem hatte Hans von Steinbach deutlich beobachtet, daß die boshafte Komtesse absichtlich das Malheur herbeigeführt hatte. Nichtsdestoweniger lachte Hilde hellauf, griff mit beiden Händen nach dem Kränzchen und drückte es wieder fest in das dunkle Gelock. Die schiefe Frisur sah zwar etwas zerzaust aus, aber das stand dem süßen Gesichtchen nur um so besser, so daß sich Hans nicht enthalten konnte, ihr ein entzücktes Bravo zuzurufen.

„Ich bin aber doch wirklich zu ungeschickt!" sagte die errötende Hilde entschuldigend. „Hoffentlich hat sich Mary nicht den Arm an meinen dummen Haarnadeln verletzt!" Und dabei sah sie sich mitleidig nach Komtesse Mary um, die ein recht schadenfrohes Gesicht machte.

„Hilde!" flüsterte ihr da Hans ins Ohr. „Sie sind doch wirklich ein grundgutes, liebes Mädel! Wollen Sie mir einen großen Gefallen tun?"

„Ja! Gerne! Was ist's denn?"

„Kommen Sie mit mir für ein paar Minuten dort in den Erker. Ich muß Ihnen etwas erzählen."

Als nach einer kleinen Weile Hilde und Hans wieder auftauchten, gingen sie Arm in Arm vor versammeltem Kriegsvolk zur Tante Baronin, um der zuerst zu sagen, daß sich zwei Herzen fürs Leben gefunden hätten . . .

Goethe und die Johannisnacht.

In Jena besteht jetzt noch der Brauch, daß die Knaben in der Johannisnacht auf den Bergen Feuer anzünden. Als Feuerungsstoff sammeln sie in der Stadt alles unbrauchbar gewordene Holz, alte Kisten, Fässer und dergleichen, zu Goethes Zeiten besonders abgekehrte Stumpfen von Reisigbesen. Die immer strenger werdende Polizei wollte auch in dieses uralte Recht der Jugend eingreifen und verbot die Johannisfeier am 24. Juni; bei einer bald darauf in Jena stattfindenden festlichen Gelegenheit brachte Goethe den Trinkspruch auf die Jugend aus:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Das war die Veranlassung, daß das die Sonnenwendfeier störende Polizeiverbot wieder aufgehoben wurde . . . Schon in Wetzlar im Buffschen Hause, wo sieben Kinder vom zwölften Lebensjahre bis zu Lui, die zwei Jahre alt war, herumtollten, konnte Goethe im Kinderspiel mit den Kindern ganz Kind sein. Er balgte sich mit ihnen herum, lag mit ihnen an der Erde, ließ sie auf sich herumkrabbeln, und es war bei solchen Szenen oft großer Lärm und groß Geschrei. Der Hausarzt kam einst dazu und fand dieses unter der Würde eines gescheiten Menschen. „Das merkte ich an seiner Nase", sagt Goethe. „Ich ließ mich aber in nichts stören, ließ ihn sehr vernünftige Sachen abhandeln und baute den Kindern ihre Kartenhäuser wieder auf, die sie zerschlagen hatten." Die Augen von ganz Wetzlar waren damals auf den merkwürdigen jungen Mann gerichtet, den sie nicht begreifen konnten, der bald am Markttage alle Kirschen auf dem ganzen Markt aufkaufte, alle Kinder in der Stadt zusammentrommelte und dann mit der Karawane nach Buffs Hause zog, wo er die Kinder alle im Kreise um die Körbe herumstellte, die Kirschen austeilte und Lotte ihnen Butterbrot dazu schnitt.

Der Goldverächter.

Von seinen Dresdener Ferientagen berichtet Karl Frenzel einiges über den berühmten Schauspieler Emil Devrient: „Eines Tages, als Gutzkow noch Dramaturg des Theaters war, kommt Emil Devrient in der verdrießlichsten Laune zu ihm. „Ich bin trostlos", sagte er ihm, „ich kann in dem neuen Stück nicht spielen, alles sträubt sich in mir gegen diese Rolle." — „Aber sie ist dir doch auf den Leib geschrieben." — „Hast du sie aufmerksam gelesen? Dreimal habe ich in der ersten Szene das Wort Geld zu betonen — ich und Geld! Wenn ich wenigstens statt dieses gemeinen Wortes Gold sagen könnte!" „Sage Gold", tröstete ihn Gutzkow. . . . Und nun mußte man die unnachahmliche Gebärde der Verachtung sehen, das zornige und spöttische Beben seiner Stimme hören, wenn er ausrief: „Elendes Gold!" Als ob er über die Schätze des Krösus verfügte. Weit weg war man aus der modernen Dürftigkeit, und er statt eines armen Schluckers der richtige Märchenprinz."

— Stoßseufzer. Nein, was sich meine Frau alles herausnimmt, sogar die Zähne!

Trügerische Herz-Töne.

Zur Zeit, als das sogenannte Stethoskop zur Prüfung der Herz-Tätigkeit aufkam, wurde seine Verläßlichkeit allgemein von den Aerzten überschätzt; und besonders war man geneigt, dem „murmelnden" Geräusch, das man manchmal, ja sehr häufig beim Lauschen auf die Herzschläge vernahm, zu große Bedeutung als angebliches Zeichen von Krankheit beizulegen.

Das kann nicht Wunder nehmen; wußte man doch, daß Entstellungen der Herzklappen, wie sie durch Krankheit verursacht werden, ein „Leck" im Lauf des Blutes durch die beschädigte Klappe ermöglichten, und dieses Herausdringen von Blut gewöhnlich von einem abnormen, surrenden Geräusch begleitet war. Allzu rasch führte dies zu dem Schluß, daß jedesmal, wenn sich ein solches „Murmeln" — wie man es in Ermangelung eines besseren Namens bezeichnete — vernehmen lasse, auf eine Krankheit des Herzens erkannt werden müsse.

Wie von hervorragender ärztlicher Seite erklärt wird, war dies in vielen Fällen ein ganz falscher Schluß. Wahrscheinlich glauben manche Laien noch heute daran; aber in sachverständigen Kreisen unserer Tage ist es wohlbekannt, daß solche murmelnde Töne beinahe ebenso häufig ohne irgendwelches Herzleiden vorkommen, wie mit solchem! Tatsächlich wird ein solches hörbare Geräusch nicht mehr als das Hauptzeichen von Herzleiden angesehen, obschon es immerhin beachtet wird. Selbst wenn es sich um eine schlimm beschädigte Herzklappe handelt, so spielt die Qualität oder Lauheit solcher Töne nur eine nebensächliche Rolle im Beurteilen des Zustandes der leidenden Person. Der ärztliche Befund hängt mehr davon ab, eine wie große Reserve-Kraft das Herz besitzt.

Viele Personen haben wirklich Herzklappen-Krankheit, ohne es zu wissen. Andererseits wissen viele von dem murmelnden Geräusch, das bei ihnen zu vernehmen ist, und bilden sich daraufhin ein, die Opfer von Herzleiden zu sein, während sie nichts dergleichen haben!

Viele wiederum leiden an „Magen-Beschwerden" oder an „Luftröhren-Trubel" oder an einer „Neigung zu Asthma" (Atemnot), während dergleichen in Wirklichkeit ein Neben-Symptom unvermuteten Herzleidens ist! Es ist offensichtlich, daß derartige Symptome nicht gehoben werden, solange die Leistungsfähigkeit des Herzens ungenügend für die tägliche Arbeit der betreffenden Person bleibt.

In der Regel beginnt ein Rückgang der Herztätigkeit Wochen, Monate, ja manchmal Jahre ehe die leidende Person weiß, wie ernst ihr Zustand ist. Dieser heimtückischen Erschöpfung der Reserve-Kraft des Herzens — der Kraft, welche notwendig ist, um alle die kleinen Anstrengungen der täglichen Arbeit oder auch des Spieles zu bewältigen, über die bloßen Erfordernisse des Blut-Umlaufes hinaus — läßt sich aber durch richtige Behandlung entgegenwirken, wenn dieselbe schon im Beginn erfolgt. Jede Entartung und Erschöpfung des Muskels, welcher Herz genannt wird, drückt sich gewöhnlich in einem allmählichen Verlust der Leistungsfähigkeit aus. Darum: Wenn irgend eine Empfindung physischer Leistungs-Unfähigkeit sich geltend macht, oder ein beträchtlicher Abfall in der Ausdauer, oder vielleicht eine Unmöglichkeit einer solchen Anstrengung, wie man sie früher sich leisten konnte — ohne daß das bloße Altwerden zur Erklärung auszureichen scheint — dann ist es jedenfalls Zeit, sich einer gründlichen körperlichen Prüfung durch einen guten Arzt zu unterziehen, statt das Uebel anwachsen zu lassen! Aber vor jenen surrenden Geräuschen ohne weitere ungünstige Erscheinungen braucht niemand besonderes Bangen zu empfinden.

— Vor einiger Zeit schoß der Winzer Dorelot aus Bacour (Lothringen) auf die deutschen Gendarmen, als sie auf Befehl der Behörden von der Reblaus vollständig verseuchte Weinstöcke ausrissen. Sein 21jähriger Sohn Ferdinand hatte die Gendarmen gleichfalls angegriffen und sich darauf über die französische Grenze geflüchtet. Die deutschen Behörden stellten darauf bei der Polizeibehörde in Nancy den Antrag, den jungen Dorelot auszuliefern. Dieser wurde infolgedessen am nächsten Tag verhaftet und wird trotz seines energischen Protestes über die deutsche Grenze transportiert und den deutschen Behörden übergeben werden.

— Das besorgte Dienstmädchen. Hausfrau: „Wenn Sie doch ein einziges Mal die Fenster rein putzen wollten!" Dienstmädchen: „Ach, Madame, dann sieht man doch draußen die Löcher in den Gardinen erst recht!"

— Ballgespräch. Herr: „Mein Fräulein, Sie lachen ja fortwährend! Haben Sie etwa vorher eine Lachtaube gegessen?"

— Reflexion. Soldat, als ihm die Köchin ein Bukett Gänseblümchen geschenkt: „Die Blümchen hättest du weglassen können."